

wir hier

in Oberstedten (XXXVII)



So war es vor 50 bis 100 Jahren (4)

Auch wenn es hier und da mal Krumbel gab, im Allgemeinen klappte es mit der Nachbarschaft. Bei rund 1 300 Einwohnern um 1900, 1 700 im Jahr 1925 und 2 200 in den 1950er Jahren, kannten sich die Leute. Man half sich gegenseitig, war oft aufeinander angewiesen. Mit einem „Danke“ war es abgetan, wenn wer nachts beim Kalben half und oft wurde Frau Reinhardt zum Lammen gerufen; gewissermaßen war sie die „Hebamme“ für den Gaasenachwuchs in Stedten. „Eine Hand wäscht die andere“, hieß es. „Ich habb zwaa Meter Buche-Scheit im Distrikt 28 kaaft, kannst de merr die hole?“, dann wusste der Fuhrmann, das war am Bachweg, und umgekehrt: „Merr mache Hei im Kräuter, hilfst de uns laade?“, das hieß für den Angesprochenen: neben der Niederstädter Straße. Auch: „In 37 habb ich fuffzig Eiche-Welle sitze“, mithin am Konradsplätzche; im Gegenzug: „Merr mache Kartoffel uff de Bettzüg aus“, dann war klar: neben dem Landwehrweg. Viele kannten sich im Feld und im Wald aus, auch beispielsweise, wo es die besten Heidelbeerplätze gab. Da machten sich Nachbarn und Bekannte in aller Frühe gemeinsam auf den manchmal langen Weg, einige wohl mit dem verbotenen Heidelbeerkamm dabei, und kehrten erst am Nachmittag mit dem nach Schoppen gemessenen Ertrag zurück. Dem Sagen nach soll der Ramasse-Jean auf dem Heimweg, nahe der „Dick-Buch“ beim Waldfriedhof und die ersten Stedter Häuser vor Augen, über eine Wurzel gestolpert sein, die mühsam gepflückten Beeren fielen in einen schmutzigen Graben und „ganz außer sich“ darauf herumgetrampelt haben... Das Füreinander aus freiem Willen zeigte sich unter anderem, wenn es gewitterte und das Korn rechtzeitig eingefahren werden sollte; oder dadurch, dass ein Schichtarbeiter, trotz einer

Wochenarbeitszeit von 60 Stunden (bei Früh-, Spät- und Nachtschicht) am Tag mit seinem Kuhgespann für einen Kolonialwarenhändler, einen Bauunternehmer und einen Gemeindeangestellten deren Getreide zum Dreschplatz im „Kohlplacke“ gefahren hat. Oder auch: zum Quetsche kerne im Herbst kamen abends die Frauen zusammen, damit am nächsten Tag im Kupferkessel die Latwerch gekocht werden konnte; stundenlang musste dann gerührt werden.

Bei Beerdigungen als Sargträger Beistand zu leisten war für die Männer des Dorfes selbstverständlich. Von alters her, bis etwa zur Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts, fanden die Beerdigungen vom Sterbehaus aus statt. Das war nicht immer angenehm. Schon 1772 wurde darüber Klage geführt: „Leichenbegräbnisse wären, wie es den Geistlichen einfiel oder es ihnen am gemächlichsten sei, oft einige Tage später, sodaß der Tote infolge der Verwesung stinke...“ (Ortchronik Korf). Zwar hatte der Gemeindevorstand im Jahr 1906 beschlossen, auf dem Friedhof eine Leichenhalle zu errichten (bis heute unverändert), die aber für unbekannte Tote gedacht war, welche in dem für die Gemeinde zuständigen Bezirk, der bis zum Sandplacken gereicht hat, gefunden wurden. Auf dem Weg zum Friedhof läutete die Sterbeglocke, vor dem Trauerzug der Pfarrer mit dem Kreuzträger, das war der Reihe nach immer einer der Konfirmanden. Je nachdem musste der Sarg auf den mitgeführten Holzböcken mitunter abgestellt werden. Später schaffte die Gemeinde einen Totenwagen an, gezogen unter anderem von dem Rappen des Heinrich Hölischer, dem Münsterländer des Christian Eich oder auch den Mulis des „Eselbauern“ Jupp Schneider.

Es war eine Selbstverständlichkeit, dass der

Schuljahrgang seine Toten und die Vereine ihre Mitglieder nach der Grabrede mit einem Kranz würdigten. Doch Kuriositäten blieben selbst bei Beerdigungen nicht aus. So merkte der Lehrer Keller erst beim Trauerzug auf dem Weg zum Friedhof, dass er keinen dabei hatte. Kurz entschlossen sprach er eine Frau an: „Darf ich ihnen den Kranz abnehmen?“, und die war zunächst froh, dass sie denselben nicht mehr tragen musste; um so mehr dann aber überrascht, als der Schulmann ihren Kranz im Namen des Turnvereins niederlegte. Gesprächsthema war auch die Bestattung eines Fußballfreundes. Schon optisch waren die vier Sargträger grundverschieden: vorne zwei „Lulatsche, hinten zwei „Stobbe“. Einer übernahm am Grab das Kommando: „Ab“, der Sarg blieb in der Grube hängen! Dann: „Huuch-Ab“, Ergebnis dasselbe, noch einmal „Huuch-Ab“, kein Erfolg. Da die Trauergemeinde schon unruhig wurde und den Vieren der Schweiß auf der Stirn stand, ließen sie ihn in der Grube hängen! Es regnete in Strömen. Während der Predigt aber dann: ein Schlag, Wasser spritzte aus der Grube, aber nun stand der Sarg da, wo er stehen sollte...

Wenn auch viele arm waren, so hatten doch die meisten Männer und Frauen für besondere Anlässe ausgesuchte Kleidung parat, für die sie oft lange Zeit gespart hatten. Wenn schon, dann aber der Zeit gemäß möglichst picobello. Besonders die Männer trugen ihren „Guten“ oft jahrzehntelang. Zum Make-up der Dorf-Hautevolee gehörte, dass sonntags der Schnorres mit der Schnurrbartbinde in die gewünschte Form gebracht wurde. Über den Schuhen trug der Herr Stoffgamaschen. Der erste Lackschuh-Stedter soll gerne Couplets vorgetragen und, weil er nicht immer den Text behalten konnte, dann „Souffleur bitte lauter!“ gerufen haben. Wenn Wolken am

Himmel standen hieß es „Nemm de Parablie mit“; gemeint war der Regenschirm.

„Wer schön sein will muss leiden“, das merkten die Frauen, wenn das Mieder mit dem Schnürband gar zu sehr zusammengezogen wurde. Ein Fuchspelz oder ein Muff war für viele zu teuer, da musste ein Müffchen als Pulswärmer genügen; auch Stauche genannt. Zum Schönsein gehörte das Wellen der Haare beim Friseur mit der Ondulationsschere, die auf einem kleinen Spiritusapparat erhitzt wurde, oder die Frauen behalfen sich mit der auf die Herdplatte gelegten Lockenschere. Die Friseurstube war auch ein Treffpunkt der Rentner. Von einem ortsbekanntem Neurentner berichtet der Altsedter Heinz Braun, jetzt im Maasgrund wohnhaft: „Die schlechte Zeite sind vorbei, ich bekomme jetzt meine Rente aus der Schweiz!“, verkündete der Brunner-Friede. Die Nachzahlung wollte er dort persönlich abholen, aber seine Frau Marie traute dem Friede(n) nicht. Darum fuhr sie hin. Kaum war sie weg, wurde dem Rentner an einem Samstag vom Post-Willem die Rente ausbezahlt. Abends erschien er singend im „Rüweloch“: „Schorsch, Sekt auf den Tisch, heute sind alle Freunde meine Gäste!“ Statt Sekt gab es zwar Äppelwoi, aber die Stimmung war dennoch großartig und das Lied „So ein Tag, so wunderschön wie heute“ wurde immer wieder gesungen. Bei diesem Trubel kam ein Hausierer, der sich nur ein wenig aufwärmen wollte. Geld hatte er nicht, dafür aber einen Koffer mit Fliegen. Für zehn Mark erwarb der Friede den Koffer mitsamt dem Inhalt und schenkte jedem eine Fliege. Meine habe ich bis heute aufbewahrt, leider löst sich der Stoff jetzt auf. Zum Abschluss hielt der Friede eine großartige Rede, die damit endete: „Es war sehr schön, noch schöner wird es, wenn die Marie heimkommt!“

Fortsetzung am 20. Juni

Bild oben links:

Fahrradhändler Fritz Fischer, Besitzer des Motorrades Willi Völl, wahrscheinlich eine „Viktoria“. Aufnahme um 1926

Bild oben rechts:

Schorsch Loos (1853 – 1936): Ortsdiener, Flurschütz, Ausscheller und Landwirt. In den Schoßbröcken seines „Schwenkers“ (auch „Gehste-hinner-mich“) hatten „Schnookemä-scher“ bei einer Silvesterveranstaltung zwei Knallfrösche explodieren lassen.

Nachtrag zur Ausgabe vom 18 April:

Zum Kennzeichen „IT“ teilt Herr Blume freundlicherweise mit: „Das Zeichen wird zwar oft als ‚Im Taunus‘ gedeutet, richtig ist aber ‚I‘ steht für Preußen und ‚T‘ für Hessen-Nassau“. Vielen Dank.

„wir hier - in Oberstedten“ ist eine regelmäßig erscheinende Serie, die in Zusammenarbeit mit Erwin Herzberger (Manuskript), Zeitzeugen, den auf dieser Seite mit Anzeigen vertretenen Unternehmen und der Oberurseler Woche entsteht.

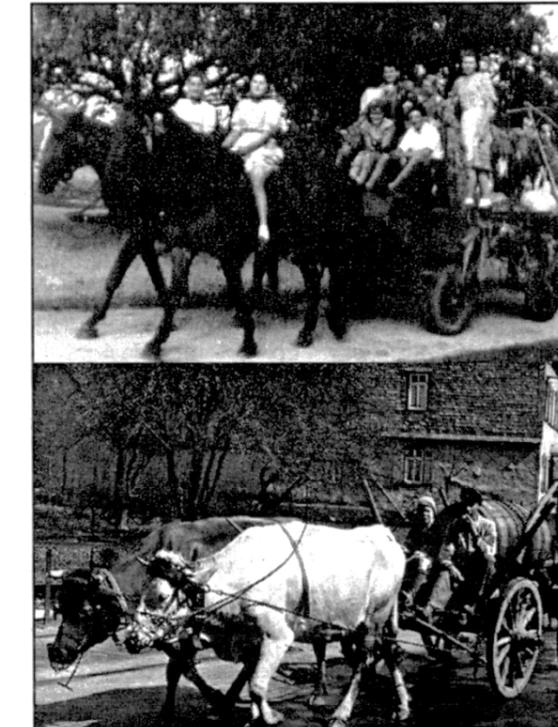


Bild oben: Junglandwirt Willi Born mit Jugendlichen auf dem Weg zum Festumzug anlässlich des Erntedankfestes im Kriegsjahr 1942.

Bild unten: Der Manuskriptschreiber mit seinem Onkel bei einer „Puddelfahrt“ anfangs der 1930er Jahre. Das Gespann: eine Vogelsberger und eine Simmentaler Kuh in Jochanspannung.